

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Edle Männer unserer Heimat**

**Dor, Franz**

**Karlsruhe, 1920**

Medizinalrat Dr. Leopold Fischer, prakt. Arzt

[urn:nbn:de:bsz:31-112214](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-112214)



Medizinalrat Dr. Leopold Fischer, prakt. Arzt.

Wer das Glück hatte, die verschiedenen Gemäldesammlungen im In- und Auslande zu bewundern, der hat zwar die meisten Bilder, wie sie am Auge vorübergezogen, im Verlauf der Jahre vergessen. Nur ganz wenige Schöpfungen wahrer Künstler sind in der Erinnerung geblieben.

Ähnlich ergeht es auch auf der langen Wanderung durch das Leben. Tausend Bilder von Menschen aller Stände gehen an uns vorüber, fast alle verschwinden aus dem Gedächtnis, doch Männer von ausgeprägtem Seelenadel, Charaktere voll Edelsinn und Lauterkeit erfreuen immer wieder, so oft deren Namen ehrend und dankbar genannt werden.

Ein solch vortrefflicher Mann war Medizinalrat Dr. Leopold Fischer in Heidelberg. Mehrere Jahre durfte ich in manchen trauten Stunden sein Seelenleben kennen lernen. Darum ist es mir eine Freude, dieses Bild eines Unvergeßlichen mit wenigen Strichen dem Leser dieser Skizze zu zeichnen, denn man könnte Dr. Fischer einen unblutigen Märtyrer seiner katholischen Überzeugung nennen.

Leopold Fischer war geboren am 24. Mai 1831 zu Karlsruhe. Dort lebten seine Eltern, Oberforstmeister Ernst Anton Fischer und Franziska Haagel. Die Familie Fischer stammte aus Bissigheim bei Tauber-

bischofsheim. Der Großvater führte den Titel „Reichsritterlicher Amtmann, kaiserl. Notarius, Forstmann und Jäger“.

Leopold Fischer, der noch zahlreiche Geschwister hatte, erhielt, sobald er zum schulpflichtigen Alter herangewachsen war, Privatunterricht zwecks Eintritt in eine Mittelschule. Eine Reihe von Jahren besuchte er das Lyzeum seiner Vaterstadt. Im Jahre 1849 erhielt er das Reisezeugnis für den Übertritt zur Universität. Er widmete sich dem Studium der Medizin. Daß der junge Mann gerade diesen Beruf wählte, verdankte er wohl dem öfteren Umgang mit seinem Schwager Medizinalrat Dr. Weber. Wenn das Sprichwort: „Nur ein guter Mensch kann Arzt werden“ eine tiefe Weisheit enthält, dann darf man mit Fug und Recht sagen: Leopold Fischer brachte schon von Haus aus alle notwendigen Fähigkeiten und Tugenden für einen Kandidaten der Heilkunst mit.

Die stahlblanke Makellosigkeit seines Charakters, sein feines Taktgefühl, die Opferwilligkeit für das Wohl der Mitmenschen waren Eigenschaften, die seine Befähigung für diesen schwierigen Beruf von vornherein im glänzenden Licht offenbarten. Das umfangreiche Studium der Medizin führte den Kandidaten an die Universitäten Freiburg, Heidelberg und Würzburg. Diese so wichtigen Jahre der theoretischen und praktischen Vorbildung nützte der fleißige, unermüdlige Studiosus aufs gewissenhafteste aus. Auch durch diese Jahre des akademischen Lebens blieb er, dank der vor trefflichen Erziehung, die er wie ein kostbares Erbe vom Elternhause mitnahm, ein treuer Sohn der katholischen Kirche.

Bereits im 9. Semester bestand der Jünger der Medizin in Karlsruhe seine Staatsprüfung. Am 30. Juni 1854 erhielt er die Erlaubnis zur Ausübung

der gesamten Heilkunde. Fast zu derselben Zeit, am 5. Juli 1854, konnte der junge Arzt seinen glücklichen Eltern das Diplom der Doktormürde, die er sich in Freiburg erworben hatte, überreichen. Um sich weiter auszubilden, begab sich der strebsame Mann in die Lehrsäle berühmter medizinischer Autoritäten nach Prag und Wien. Zurückgekehrt in die Heimat, ließ sich Leopold Fischer als praktischer Arzt in Neudenu, einem Städtchen an der Jagst, nieder. Diese Stelle war von der Gemeinde ausgeschrieben worden. Im Frühjahr 1856 eröffnete er ein Feld reicher Arbeit. Schon nach wenigen Monaten hatte sich der pflichteifrige Herr das Vertrauen in weiten Kreisen der ganzen Umgebung erworben. Um alle gewünschten Besuche machen zu können, mußte er manche Nacht für seine Patienten opfern. Seine zahlreichen Besuche erledigte er teils zu Fuß, teils zu Pferd oder Wagen. Für den Vielbeschäftigten war es ein hohes Glück, daß er hier in Neudenu bald eine Familie gründen konnte. Am 17. Juli 1855 vermählte er sich mit einer Tochter des Gastwirts und Gutsbesizers Theodor Merkle. Dieses war eine hochangesehene Familie des Städtchens. Der Bund, den die beiden Brautleute schlossen, war in der Folgezeit mit des Himmels Segen beglückt. Das Ehepaar hatte das Wort in der Hochzeitsmesse: „Selig alle, die den Herrn fürchten und seine Wege wandeln“, zum Grundsatz seines Lebens und Wirkens gemacht. Darum herrschte Friede und Harmonie im ganzen Hause des Arztes.

Gott schenkte den wackeren Eltern im Laufe der Jahre 11 Kinder, davon 4 in Neudenu. Als diese zu einem Alter herangewachsen waren, wo sie eine ihrem künftigen Berufe entsprechende höhere Schulbildung sich aneignen sollten, trug sich Dr. Fischer mit dem Plane, einen neuen Wirkungskreis in einer größeren Stadt

zu erwerben. Anfangs der sechziger Jahre war in Heidelberg eine Amtsassistentenstelle frei geworden. Der Bewerber mußte sich nach dem Ausschreiben verpflichten, an der Universität Psychiatrie und Medizin zu lesen. Dr. Fischer erhielt am 6. Juli 1860 diese vielbegehrte Stelle.

Er erfüllte alle Erwartungen in seinem Wirken als Lehrer der Studenten, so daß er bereits nach 3 Jahren (10. Mai 1863) von Großherzog Friedrich auf Vorschlag der Fakultät zum Assistenzarzt beim Amtsgericht und Oberamt Heidelberg befördert wurde.

Neben seiner amtlichen Stellung übte der Schaffensfreudige noch eine weitverzweigte Praxis aus, denn schon sein feines Auftreten, seine ungekünstelte Freundlichkeit und vor allem seine Uneigennützigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige gewannen allen Schichten der Bevölkerung Achtung und Wertschätzung ab. Sein Name erhielt unter den Katholiken der Stadt und der umliegenden Dörfer, ja ganz Badens immer helleren Klang, als er Mitbegründer des katholischen Casinos wurde. Bereits im Jahre 1862 hatte die Katholikenversammlung zu Aachen einen Beschluß gefaßt, der in eindringlichen Worten den Zusammenschluß aller treugesinnten Katholiken, namentlich in Städten, empfahl. Jakob Lindau, der später vielgerühmte Parlamentarier, hatte jener Generalversammlung in der Kaiserstadt Aachen angewohnt. Er begann nun die Worte der damaligen Führer für das katholische Deutschland mit einigen Gleichgesinnten in die Tat umzusetzen. Einmal in der Woche kamen eine Anzahl Herren im „Pariser Hof“ zusammen. Die Gleichartigkeit der Gesinnung bildete die Grundlage dieser neuen Vereinigung von Katholiken. Die wichtigsten Zeitfragen und Aufgaben wurden hier eingehend besprochen. Unter den regelmäßigen Besuchern dieser

Zusammenkünfte sah man auch den jungen Assistenzarzt Dr. L. Fischer.

Sein gediegener Charakter, sein reiches Wissen, sein unerschrockenes Auftreten machten Aufsehen. Diese regelmäßigen Besprechungen und Beratungen ließen den Plan ausreifen, dem Kasino eine feste Form durch Satzungen zu geben. Als erster Vorstand wurde Jakob Lindau und als zweiter Dr. Leopold Fischer gewählt.

Wir haben heute fast kaum mehr eine Vorstellung davon, welchen Mut und welche Opfer es kostete, unter den damaligen Verhältnissen sich für die Rechte der katholischen Kirche in die vordersten Reihen der führenden Männer im Lande zu stellen.

Das Konkordat war gestürzt, der Schulkampf auf allen Seiten entbrannt, die Katholiken standen ohne Presse und ohne Organisation. Nun galt es, die ungeschulten Männer im ganzen Lande aufzuklären. Zahlreiche Versammlungen fanden in allen Gauen statt. Auch Dr. Fischer trat öfters als Redner auf. Sollte aber die Organisation von dauerndem Erfolge sein, so war eine katholische Presse von allergrößter Bedeutung. Aus dieser Erwägung heraus wurde am 1. August 1865 in Heidelberg für das ganze Unterland und für den Taubergrund der „Pfälzer Bote“ gegründet. Das bedeutete damals eine Großtat für die Stellung der Katholiken im öffentlichen Leben. Eine Unmenge von Schwierigkeiten jeglicher Art mußte überwunden werden, um dem kleinen, aber mutigen „Boten“ Eingang zu verschaffen. Opfer ohne Zahl mußten die Vorstände im Kasino diesem Blatte in den ersten Jahren bringen. Im Heerlager der Gegner und im Schoße der Regierung hatte man die lebhafteste Beteiligung von Dr. Fischer an den Bestrebungen der Katholiken mit steigendem Mißfallen verfolgt. Es be-



Dr. Leopold Fischer

Landesbibliothek  
Karlsruhe



gann eine lange Kette von Maßregelungen gegen den mißliebigen Beamten. Zuerst wurde er amtlich zur Verantwortung gezogen. Mit Würde und Charakterstärke verteidigte er seine Mitwirkung für das Wohl seiner hl. Kirche. Eine Verletzung der Dienstpflicht konnte selbst der scharfsinnigste Vorgesetzte nicht herausflügelu. Die Sache endete für dieses Mal mit einer Verwarnung unter Androhung von Dienstentlassung. Die folgenden Jahre wurden für den unentwegten Streiter und Kämpfer recht schwüle und arbeitsreiche. Im Jahre 1866 beteiligte sich Assistenzarzt Dr. Fischer während des unglückseligen Bruderkrieges an dem Samariterdienst für Verwundete. Wochenlang wirkte er in dem Städtchen Walldürn im Vereine mit anderen Ärzten, um der Choleraepidemie Einhalt zu gebieten. In seinem Herzen quälte ihn noch die Sorge um seine eigene Familie, um Frau und Kinder. Mit Gottes Gnade überstand der Wagemutige alle Gefahren einer Ansteckung. Welche Freude herrschte im Kreise seiner Lieben, als der sehnlich erwartete Vater wieder heimkehren durfte!

Im Jahre 1868 starb der Vorgesetzte Fischers unerwartet. Jetzt lag die ganze große Last, die bis dahin von drei Sanitätsbeamten getragen worden war, auf ihm allein. Dazu kamen noch die verantwortungsvollen Geschäfte für Verwaltung und Gerichte. Allgemein herrschte die Ansicht, diese Überbürdung sei ein Zeichen des großen Vertrauens der obersten Behörde. Das Gegenteil sollte den guten Glauben gründlich zerstören. Am 2. Mai 1868 erhielt Dr. Fischer nicht etwa, wie harmlose Gemüter meinten, eine Ernennung zum Bezirksarzte oder sonst eine Anerkennung für treue, dem Vaterland geleistete Dienste, sondern die schmerzliche Mitteilung, daß nach höchster Entscheidung seine Dienstprobezeit um ein Jahr verlängert sei.

Als aufrechter Mann konnte der vor seinen Kollegen bloßgestellte Assistenzarzt eine solche Behandlung sich nicht gefallen lassen. Er beschritt den regelrechten Weg zur Beschwerde, erkundigte sich bei seiner unmittelbar vorgesetzten Behörde. Von dieser erfuhr er, daß man mit seiner Dienstleistung zufrieden sei und dieser Bescheid sei auch an das Ministerium abgegangen. Auf Anraten von Freunden wandte sich Dr. Fischer am 19. Mai 1868 unmittelbar an den Großherzog, um eine amtliche Untersuchung über seine Tätigkeit, die er seither dem Staat geleistet hatte, zu veranlassen. Auch jetzt blieb alles beim alten. Nun griff er zum letzten Mittel, er bat um seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Dreimal mußte er diese Bitte an den Großh. Obermedizinalrat wiederholen, bis sie endlich nach langer Zögerung gewährt wurde.

Man hätte meinen sollen, das Maß der Bitterkeit sei voll, doch eine letzte Verunglimpfung mußte der edle Mann über sich ergehen lassen. Bei einer Kammerverhandlung der Landstände behauptete Minister Jolly bezüglich der Sendung von Dr. Fischer nach Walldürn in den Tagen der Choleraepidemie: „Es wurden verschiedene Gründe geltend gemacht, warum er nicht hingehen könne, bis ihm schließlich der Befehl gegeben wurde, er habe bei seiner Pflicht als Staatsdiener dahin zu gehen. Er ging hin, weil er gezwungen war, als man ihm sagte, wer Staatsdiener ist, hat die Pflichten seines Amtes zu erfüllen und am meisten, wenn Gefahr ist.“

Diese Darstellung des Ministers beruhte auf Unwahrheit. Der Hergang spielte sich in folgender Weise ab:

Als die Aufforderung an die Ärzte Badens zur Hilfeleistung bei der Epidemie im Taubergrund kam, meldete sich fast niemand. Eine große Anzahl junger

Ärzte hatte den Militärdienst verlassen; plötzlich ohne jede andere Mitteilung traf ein Telegramm an Dr. Fischer ein, das ihm befahl, sich sofort nach Walldürn zu begeben. Diese Aufforderung erreichte ihn abends beim Eintritt der Dunkelheit. Fischer eilte zu seinem Vorgesetzten, dem Medizinalrat Mezger. Dieser lag krank in der Augenklinik, wo er sich einer Operation unterzogen hatte. Auf dessen Veranlassung reiste Dr. Fischer noch in derselben Nacht nach Karlsruhe, um am frühen Morgen der zuständigen Behörde die schwierige Lage in Heidelberg zu schildern, da er, Fischer, der einzige diensttuende Sanitätsbeamte für den Bezirk Heidelberg sei. In der Residenz sah man die Schwierigkeiten ein. Es wurde versucht, einen Arzt in Schönau für die Tätigkeit im Hinterland zu gewinnen, jedoch ohne Erfolg.

In dieser kritischen Lage hatte Dr. Fischer Heidelberg in Eile verlassen, um den Kranken in Walldürn und Umgebung ein Retter und Helfer zu werden.

Diesen wahren und einzig richtigen Sachverhalt schilderte Dr. Fischer in einem längeren Schreiben, sandte es dem damaligen Kammerpräsidenten zur Berlesung vor der Versammlung der 63 Abgeordneten. Dieser Wunsch blieb unerfüllt. Nun wandte er sich an die Petitionskommission, man möge zur Steuer der Wahrheit seine Erklärung und Schilderung in die betr. Akten der Kammerverhandlung einfügen. Wieder blieb alles kalt wie Marmor. Der Nationalliberalismus fühlte sich ja in seiner ganzen Macht und Brutalität, die für einen zu Unrecht behandelten „ultramontanen“ Beamten keinen Finger rührte. Doch das letzte Wort erhielt Dr. Fischer. Im Vollbewußtsein seines Rechtes gab er in den Zeitungen eine öffentliche Erklärung ab, behauptete klipp und klar, der Minister habe in seiner Darstellung über die Sendung nach

Waldürn die Unwahrheit gesagt. Er stellte es ihm anheim, eine Untersuchung einzuleiten, denn vor einem Gerichtshof werde er den Wahrheitsbeweis antreten. Ein eisiges Schweigen zeigte jedem Ehrlichdenkenden, daß der Minister ein Unrecht begangen hatte.

Nun war der verleumdete Arzt wenigstens frei von den Staatsfesseln. Alle Fähigkeiten und Kenntnisse konnte er fortan seiner weitverzweigten Praxis zuwenden. Außer Gott und seinem Gewissen war er niemanden mehr Rechenschaft schuldig, so oft er seine freie Zeit dem katholischen Vereinswesen widmete. Viele Jahre hindurch blieb er im Vorstand des Kasinos. Dieses Amt betrachtete er nicht als eine Ehrenstelle, sondern als ein Stück Arbeit.

Erst im Jahre 1889 mußte der hochverdiente Mann infolge Erkrankung sich zurückziehen, doch er blieb bis zu seinem Tode Ehrenvorstand des Kasinos oder Zentrumsvereins, wie es sich seit 1890 nannte. Seine politische Tätigkeit wurde im ganzen Lande geschätzt. Als im Jahre 1871 im neuen Deutschen Reiche die Zentrumsparthei ihr Banner entfaltete und in allen Bezirken Vertreter dieser Partei aufgestellt wurden, da trat Fischer sehr oft in großen Versammlungen auf, namentlich in Mannheim und Karlsruhe. Mehrere Male mußte er die schwere und undankbare Bürde auf sich nehmen, als Kandidat des Zentrums im 12. Bezirk, Heidelberg—Eberbach—Mosbach, an zahlreichen Orten sich den Wählern vorzustellen und das Programm seiner Partei zu entwickeln. Da die Katholiken in diesem Bezirk weit in der Minderheit sich befanden, war natürlich dieses Wahlgeschäft um so schwieriger. Auch auf dem Felde der Caritas erwarb sich der Heimgegangene reiche Verdienste. Wir nennen nur ein Beispiel. Während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 hatte das katholische Kasino seine

weiten Räume zur Errichtung eines Lazarettes zur Verfügung gestellt. Das waren für unseren jungen Arzt Monate reichgesegneter Arbeit an Verwundeten von Freund und Feind. Alle Mannschaften verehrten den barmherzigen Samaritan wie einen Vater.

Diese werktätige Liebe drängte den erfahrenen Herrn auch zur Mitwirkung bei Gründung des katholischen Studentenvereins Palatia, der bis heute in Heidelberg für zahlreiche Musensohne aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes eine Segensquelle geblieben ist. Dr. Fischer verstand es gar wohl zu würdigen, welche Wohltat eine solche Vereinigung katholischer Studenten für deren Eltern und vor allem für Wahrung und Erhaltung der christlichen Weltanschauung unter den Akademikern in sich schließe. So oft seine Berufsgeschäfte es gestatteten, erschien er mit seinen Freunden im Kreise dieser fröhlichen Studenten, erfreute und ermunterte sie durch seine ausgezeichneten Vorträge und Ansprachen.

Noch ein Amt müssen wir erwähnen, das der Verbliehene mit Ehren und Ruhm ausübte; im Jahre 1864 wählten ihn seine Mitbürger zum Mitglied des katholischen Stiftungsrates. Die Mitarbeit in diesem Collegium brachte manche Dornen der Unannehmlichkeiten von außen und innen. Wir machen nur einige Andeutungen. Am 1. September 1874 erhielt das katholische Pfarramt und das Bezirksamt die Mitteilung, daß die Altkatholiken das Mitbenutzungsrecht an der Heiliggeistkirche hätten. Die kirchlichen Gerätschaften in diesem Heiligtume sollten mit den Anhängern der neugebildeten Religionsgesellschaft geteilt werden. Diese häßlichen Kämpfe während der Kulturkampfjahre brachten eine Fülle von Bitterkeiten und Kränkungen für alle treugesinnten Katholiken in der ganzen Stadt. Es kam soweit, daß sie auch das St. Annakirchlein

in der Plöckgasse den Altkatholiken abtreten und die Katholiken aus milden Beiträgen ein Notkirchlein bauen mußten.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vermehrte sich die Zahl der Katholiken in Heidelberg, besonders in der Weststadt, ganz bedeutend. Der Neubau einer großen, geräumigen Kirche bildete eine Haupt Sorge für die Kirchenbehörde. Mannigfaltige Stiftungen wurden von opferwilligen Katholiken gemacht, immer dringender wurde der allgemeine Wunsch von mehreren tausend Katholiken der Weststadt laut, man möchte doch mit dem Neubau beginnen, da es vielen Hunderten von kleinen und mittleren Beamten und Geschäftsleuten unmöglich war, nur ihre gewöhnliche Sonntagspflicht zu erfüllen. Immer und immer verschob sich die Sache. Der Stiftungsrat mußte viele bittere Klagen sich gefallen lassen, allein die Bauangelegenheit blieb jahrelang im Stadium der Erwägung, da der damalige Stadtpfarrer der Jesuitenkirche in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Stiftungsrates für die Wünsche vieler braver Katholiken der Weststadt manchmal leider kein Verständnis und Entgegenkommen zeigte. Wie wehe tat das einem so empfindsamen Herzen eines liebevollen Mannes, wie Dr. Fischer war, der so gerne seinen Mitbürgern ihre Wünsche erfüllte, soweit es in seiner Macht lag. Darüber könnte ein großes Kapitel geschrieben werden.

Die hohe Kirchenbehörde in Freiburg und auch der Bonifatiusverein der Erzdiözese förderten dann im Verlauf der neunziger Jahre den Kirchenbau. Welche Freude war es jetzt für alle, die seit Jahren durch Wort und Tat das Werk unterstützt hatten, als im September 1902 endlich das Heiligtum den ersten feierlichen Gottesdienst sah.

Fast vier Jahrzehnte bekleidete Dr. Fischer die Würde und Bürde eines Stiftungsrates. Nach jeder abgelaufenen Periode zählte sein Name immer die meisten Stimmen der abgegebenen Wahlzettel. Über seinem Wirken vergaß der treue Mann keinen Tag seine schönen Pflichten und Aufgaben als Vater und Hirte seiner Familie. Dr. Fischer bildete für die Seinen sozusagen die sichtbare Vorsehung. Durch rastlose Tätigkeit, durch weise Sparsamkeit trug er beständig Sorge für das zeitliche Fortkommen eines jeden Gliedes im trauten Kreise. Frau und Kinder sahen in dem lieben Vater einen leuchtenden Stern des Hauses, der ihnen mit gutem Beispiel voranging. Die treubeforgte Gattin, die Priesterin des häuslichen Heiligtums, hatte an ihrem Gemahl eine mächtige Stütze in dem hohen Amte der Erziehung. Darum erntete er auch den Segen, den der hl. Geist den guten Vätern mit den Worten verheißt: „Unterweise deinen Sohn, so wird er dich ergötzen und Wonne gewähren deiner Seele“. (Sp. 29, 17.)

Da Heidelberg unter seinen vielen Unterrichtsanstalten kein Heim hatte, dem katholische Töchter ohne Sorgen um das Kleinod des wahren Glaubens anvertraut werden konnten, so übergab die Familie Fischer ihre Töchter dem vielgerühmten Erziehungsinstitut Riedenburg bei Bregenz. Dort leiteten Schwestern vom hl. Herzen Jesu die Tugenden, die Vater und Mutter in die Kinderherzen gepflanzt hatten, zur lieblichen Blüte und schönen Entfaltung. Welche Taborstunden erlebte Dr. Fischer, so oft er einer kirchlichen Feier oder einem Schulfeste in jenen geweihten Stätten anwohnte! Mit den Jahren wurde er sozusagen Hausfreund und ein immer willkommener Gast. Diese Besuche benutzte er dann in der Regel zu seiner Erholung in den Bergen von Tyrol und Oberbayern. Die kernige Frömmig-

keit und der Biedersinn jener Volksstämme rührte seine Seele wie goldener Sonnenschein nach kalten, frostigen Wintertagen.

Über vierzig Jahre verlebte Medizinalrat Fischer ein glückliches Eheleben mit seiner Gattin. Im Jahre 1899 kehrte der Tod ein und holte die Mutter von dieser Erde ab. Es bewahrheitete sich in jenen Trauertagen das Wort des Gelehrten Bossuet: „Es gibt in der Menschheit keine grausameren Schmerzen als jene, welche die Trennung einer glücklichen Ehe bereiten.“

Zwei Jahre später folgte der Mutter die jüngste Tochter in die Ewigkeit nach, eine andere Tochter hatte bei den Klosterfrauen in Riedenburg das Ordenskleid gewählt, die übrigen waren fast alle in glücklichen Verhältnissen versorgt.

Der einsame Witwer mußte nun auch noch die Beschwerden des Greisenalters ertragen, Jahre, von denen die hl. Schrift sagt: „Sie gefallen mir nicht.“ Ein schweres körperliches Leiden verursachte dem ehrwürdigen Greise manche harte Stunde. Doch soweit die Kräfte ausreichten, blieb er in seinem Berufe tätig, erfüllte vor allem aufs gewissenhafteste seine Pflichten als Christ und verfolgte mit Freuden die günstigen Fortschritte der Katholiken Badens auf religiösem, politischem und sozialem Felde. Erst im Jahre 1901 am 21. Juni erhielt Dr. Fischer den Titel Medizinalrat. Von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. wurde der Katholik nach dem Herzen der Kirche mit dem Ritterkreuz des hl. Gregor des Großen beehrt.

In den Nachmittagsstunden des 30. Juli 1903 entschlief der müde Pilger sanft im Herrn. Seine lieben, treuen, innigen Augen, aus denen stets ein so herzliches Wohlwollen voll Friede und Freude leuchtete, waren erloschen. Ein Herzschlag hatte dem reichen Leben ein Ende gesetzt.



Die Trauernachricht rief nicht nur in Heidelberg, sondern im ganzen Lande, wo dieser Arzt und Menschenfreund bekannt war, innige Theilnahme hervor. Als am 1. August die irdische Hülle auf dem prächtigen, waldumsäumten Gottesacker zur Ruhe bestattet wurde, merkte man aus der außergewöhnlichen Theilnehmung, daß ein hochverdienter Mann geehrt wurde. Aus der Pfalz und dem Taubergrund wie aus dem Kraichgau und Mittellande hatten sich zahlreiche Freunde und Verehrer des Verstorbenen an seinem offenen Grabe eingefunden und den Schmerz um den lieben Toten mit den Anverwandten geteilt.

Heben wir noch einige Tugenden hervor, die wie ein köstliches Erbe uns von dem Verblichenen hinterlassen wurden.

Die erste Tugend war seine echt katholische Frömmigkeit und sein echt katholischer Geist. Er trug das Kreuz mutvoll auf seiner Stirne, aber auch im Herzen durch eine hl. Ehrfurcht zu Gott und seiner hl. Kirche. Ein Beweis seiner tiefen Religiosität war die Wertschätzung des hl. Messopfers und die Liebe zum Rosenkranz. Fast täglich, soweit es der Beruf zuließ, wohnte er dem hl. Opfer in dieser oder jener Kirche bei. In den Abendstunden sah man ihn nicht selten in einer Bank der Kirche knien, wie er fromme Zwiesprache mit dem im Tabernakel weilenden Gott und Heiland hielt.

Der Rosenkranz bildete seinen beständigen Begleiter. Auf einsamen Pfaden oder auch im Gewühl der Menge, wenn er sonst keine Zeit fand, ließ er die Perlen durch seine Hand gleiten.

Mit Überlegung und Absicht hat dieser ängstliche Mann, wenigstens in seinem gereiften Alter, nie auch nur eine läßliche Sünde begangen. Wer meint, diese Behauptung sei zu kühn, dem hätte ich gewünscht, daß

er einmal ungelesen Zeuge gewesen wäre, so oft der heiligmäßige Mann am Vortag vor dem jeweiligen Empfang der hl. Sakramente mit seinem Seelenführer eine mehrstündige Besprechung über alle Zweifel seiner vermeintlichen Fehler in tiefem Ernste unterhielt. Darum war ein Urteil über den Heimgang dieses Mannes wohl zutreffend, das in einem Wagen der elektrischen Straßenbahn am Todestage von Dr. Fischer gefällt wurde. Als die Trauerkunde von Mund zu Mund flog, äußerte ein Stadtrat seine Meinung mit den Worten: „Wenn ein Gerechter in Heidelberg lebte, dann war es dieser Herr.“

Die zweite Tugend dieses reichen Lebens war seine Selbstlosigkeit, denn er suchte nicht Geld und Ehre vor der Welt. Schon die Schlichtheit, mit der er überall auftrat, zeigte, wie wenig Anforderungen er an die Güter dieser Welt stellte. Was er als Arzt Hunderten von armen Kranken schenkte, weiß nur Gott im Himmel. Dr. Fischer zeigte sich endlich in seinem ganzen Leben hindurch als treuer Freund jenen, die dieses Bundes würdig waren. Das Buch der Bücher preist in herrlichen Worten den Wert der Freundschaft. „Glücklicher, der du bist, wann du einen guten Freund, einen wahrhaften Freund besitzest. Ein treuer Freund ist ein mächtiger Schutz. Wer den Herrn fürchtet, wird auch gute Freundschaft haben, weil ihm gemäß sein Freund sein wird; gemeinsam werden sie in der Gottesfurcht fortschreiten und dem Herzen geeint bleiben.“ Ein solcher Freund nach dem Sinn und Geist der hl. Schrift war allezeit der Verblichene, der Leid und Freud mit seinen Betreuen teilte. Keiner hat dieses reichlicher erfahren als der hochgepriesene Jakob Lindau. Als dieser einst so populäre Führer nach dem Abschied aus dem öffentlichen Leben als gebrochener Mann in der Stille der Einsamkeit wie ein Toter

mitten unter den Lebenden den Heimgang in die Ewigkeit erwartete, erschien oft wie ein tröstender und stärkender Engel der unentwegte Freund und Leidensgenosse Fischer in seiner Wohnung. Die Stunden gegenseitiger Aussprache wirkten wie Sonnenlicht auf das Gemüt.

Nun sind beide Freunde heimgegangen. Wäre es nicht undankbar, wenn solche vorbildliche Männer von dem heutigen Geschlechte vergessen würden?

---

Quellen: Hinterlassene Papiere und Zeitungsausschnitte, mündliche Mitteilungen.

